

# Farinet oder Das falsche Geld : Roman [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Werner Joh. / Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 7

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666104>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Nein, Herr Farinet, niemals ...“

„Doch,“ sagte er, „zur Erinnerung, und weil Sie mich so gut aufgenommen haben. Da.“

Er hatte ein schönes gelbes Goldstück auf den Tisch gelegt.

Sie waren ein wenig zu gelb, seine Goldstücke, oder ihr Gelb war ein wenig zu hell.

Sie waren um ein geringes weniger rot als die Goldstücke des Staates. Aber dies gerade erhärtete ihren höheren Wert (so sagte man, und man war überzeugt davon), denn die staatlichen Goldstücke waren eine Legierung von Gold und Kupfer, die feinen von Gold und Silber.

Sie sagte: „Nein, nein! Nie würde ich wagen ...“

Er sagte: „Aber wenn es mich freut? ...“

„Dann aber,“ sagte sie, „müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen eine Flasche hole.“

„Ist das klug? ... Der Wirt ...“

„Ach, er ist vor neun Uhr nie da. Aber selbst wenn er käme, so glaube ich ...“

„Ach so,“ sagte Farinet.

„Ja, er kennt Sie, ohne Sie zu kennen. Er hat oft von Ihnen reden gehört. Er ist auch einer von Ihren Freunden. Ja, ja! Sie haben viele Freunde, Herr Farinet, von denen Sie noch gar nicht wissen.“

„Aber wenn nun Gäste kommen?“

„Mögen Sie kommen.“

Das Goldstück war auf dem Tisch geblieben. Josephine hatte eine Flasche vom besten Wein geholt. Sie hatte zwei Kelchgläser aufgestellt.

Sie war scheu und zutraulich zugleich. Sie sagte zu ihm: „Dieser Bart steht Ihnen gar nicht gut.“

„Kann schon sein. Aber er macht mich unkenntlich.“

„Das meinen Sie nur. Man kennt Sie trotzdem.“

„Sie vielleicht schon, aber die andern nicht, die Landjäger ... Und wenn man einen Steckbrief herumschickt ...“

Sie fragte noch: „Wo wohnen Sie?“

Er antwortete: „Nirgend. Bis jetzt hatte ich jeden Tag einen andern Aufenthalt.“

Sie sagte: „Und wie wäre es, wenn Sie hier wohnten? Wir haben hier Zimmer nach dem Hof hinaus.“

„Ja, ich habe aber keinen Ausweis und überhaupt keine Papiere.“

„Das macht nichts,“ sagte sie. „Sie sind ja hier daheim, und der Wirt, der ist gewiß einverstanden, davon bin ich fest überzeugt. Fragen muß ich ihn natürlich zuerst.“

So hatten sie ausgemacht, daß er im Laufe des Nachmittags wieder vorbeikommen sollte.

\*

Nun war für ihn alles einfach geworden, nur viel zu einfach. Er war nicht nur beschützt worden, sondern gehätschelt und verwöhnt. Sie war ja wohl nicht mehr ganz jung, auch nicht eben schön, jagte er sich, aber sie war gut und gefällig. Und so brauchte er sie nur schalten und walten zu lassen. Seine Kammer bezahlte er mit seinen Goldstücken. Im Einverständnis mit dem Wirt gab er sich als Vetter Josephines aus.

Anfänglich war er noch vorsichtig gewesen. Die ersten Wochen hatte er sich in der Stadt nur nach Einbruch der Nacht gezeigt. Dann aber, da anscheinend niemand auf ihn aufmerksam wurde, hatte er angefangen, zu jeder Tagesstunde auszugehen; zwei-, dreimal war er sogar bis nach Mièges vorge drungen. Die Obrigkeit mußte ihn vergessen haben, sagte er sich und wurde immer unvorsichtiger, er war sogar trotz Josephines Mahnung mit seinen Freunden auf die Jagd gegangen, ohne Erlaubnis und den Landjägern vor der Nase. So war die Zeit der Weinlese und des Jahr-

marktes herangekommen, das ist in Sion gegen Mitte September. Man verkauft Holzbecher, Fäßchen aus Lärchenholz, Bockhäute samt ihrem Fell, Kalbsleder, Geschirre für die Maultiere, auch alles, was man für die Weinlese braucht, für das Keltern, für die Arbeiten im Keller. Man verkaufte auch Spangen für die Mädchen, seidene Tüchlein, Schuhwerk. Auf dem großen Platz, wo das Vieh, das eben von den Alpen kam, zur Schau gestellt wurde, wimmelte es bis gegen Mittag von sehr vielen Leuten; nachher hielten sich diese vielen Leute in den Wirtshäusern auf. Und da wäre es nun doch wohl richtiger gewesen, vorsichtig zu sein, schon wegen der vielen Unbekannten, von denen das „Weiße Kreuz“ überfüllt war. Josephine hatte an jenem Tag viel zu tun, um so wachsam sein zu können wie sonst. Auch Farinet, sicher und übermütig geworden durch zwei Monate der Freiheit und durch die allzu erleichterten Umstände, dachte gar nicht daran, sich zu verbergen, sondern er war schon um Mittag im „Weißen Kreuz“ erschienen, hatte sich ganz öffentlich an einen Tisch gesetzt und dort mit seinen Freunden Charrat und Ardevaz gegessen und getrunken. An den benachbarten Tischen befanden sich Leute aus Mièges, die ihn sogar anriefen: „He! Farinet! Seid ihr da? Wie geht's?“

Sie tranken auf seine Gesundheit, sie sagten: „Auf euer Wohl, Farinet!“

Sie sagten lachend zu ihm: „Ihr seid also wieder zurück. Was treibt ihr denn hiezuland? Warum kommt ihr nicht wieder zu uns? Man wartet auf euch.“

So wurde Farinet mehrmals laut angesprochen, und der wiederholte Ruf hatte seinen Namen in der ganzen Wirtsstube verbreitet; er war nicht mehr unbekant, selbst für die Gleichgültigen nicht, weil die Zeitungen ihn oft genannt hatten.

Es läßt sich auch nicht verschweigen, daß Farinet nicht mehr ganz nüchtern war. Er hatte den Nachmittag hindurch im „Weißen Kreuz“ getrunken (an einem der rückwärtigen Tische, so daß er im Notfall noch nach hinten hätte entweichen können). Aber Landjäger sind kundige Leute. Sie sind gleichzeitig vorn von der

Straße und hinten durch den Hof gekommen. Mit einem Mal sind zwei von ihnen an der vordern, zwei an der hinteren Türe erschienen. Farinet befand sich also hinten in der Wirtsstube, er saß mit dem Rücken zur Eingangstüre. Aber die andere hatte sich geöffnet; und ein Wachtmeister mit goldenen Streifen auf seinen schwarzen Tuchärmeln und einem Revolver am Gurt war erschienen. Er hatte soldatisch gegrüßt. Er hatte gesagt: „Ruhe! Es soll sich niemand von der Stelle rühren!“

Das Geräusch der Stimmen und das Gelächter wurden plötzlich gedämpft und verstummten alsbald. Der Wachtmeister kam in einer großen Stille durch die Wirtsstube vor und gerade auf Farinet zu: „Ihren Ausweis, bitte.“

Farinet war aufgestanden. „Ich weiß Bescheid ...“

Dies begab sich gegen Mitte September.

Aber sieben oder acht Monate später entwich Farinet, wie man gesehen hat, aus dem Gefängnis von Sion, so wie er zuvor aus dem Zuchthaus von Aosta ausgebrochen war; denn er liebte die Freiheit.

### III.

An jenem Vormittag, also etwa zwölf Stunden nach dem Ereignis, mußte man in Mièges noch nichts; Nachrichten und Gerüchte verbreiteten sich damals noch nicht so schnell wie heutzutage.

Mièges ist nur noch ein sehr kleines Dorf an der Flanke des Berges, mitten im Gestein und Geröll, also an einer Stelle, wo nicht viel Erbbares gedeiht. Aber einst war die Lage günstig gewesen, denn vor Zeilen war Mièges eine Festung. Davon zeugen noch ein paar Mauerreste, zwei oder drei halb zerfallene Türme, einige steinerne Häuser an der Hauptstraße, welche die einzige Straße von Mièges ist. Außerdem gibt es noch rückwärts gegen den Berg hang zu zwei, drei Bauernhäuser und Scheunen; sie stehen zusammen an einem Gäßchen, das in rechtem Winkel in die Straße mündet. Das ist alles; denn Mièges ist jetzt ein ärmliches Dorf. In der sumpfigen Ebene wächst nur ein wenig schlechtes Heu, das gerade noch als Streue verwendbar ist. Zum Leben hat



man nur die Nebberge, die gut sind, und die Alpweiden in der Höhe, — aber das reicht nicht für viele Leute und auch für die wenigen kärglich. Das Dorf zählt kaum noch zweihundert Einwohner, viel weniger als vor Zeiten. Und was morsch ist und fallen will, läßt man fallen. Man ist dort wie auf einem Wachtposten: man hat im Rücken das Gebirge, im Osten eine Schlucht, im Westen eine Mauer mit einem Tor, vor sich den freien Raum der Ebene.

Am jenem Vormittag, es war kurz vor zwölf Uhr, befanden sich die Männer in den Weinbergen, die Kinder waren in der Schule, die Frauen hatten in den Häusern zu tun. Im Wirtshaus saß nur der alte Fontana, der redete leise mit Ardevaz und Charrat, den beiden Männern, die bei ihm saßen. „Und ich sage, daß sein Gold besser ist als das staatliche Gold ...“

Eben sprach der Vater Fontana an jenem Vormittage von Farinet, ein paar Stunden, nachdem Farinet aus dem Gefängnis von Sion ausgebrochen war. Er nickte bedächtig mit dem Kopf; er sagte: „Und darum behaupte ich, daß man das gute Recht hat, Geld zu machen, wenn es besser als das echte ist. Worin besteht denn der Wert der Goldstücke? Glaubt etwa jemand, die Bilder und Inschriften, die der Staat darauf prägen läßt, machten ihren Wert aus? Diese nackten Jüngferchen? die Kronen? die Wappen? oder gar etwa die Zahlen? Was gehen diese Zahlen uns an? Es wäre auch nicht das erste Mal, daß wir vom Staat um Wert und Gewicht betrogen würden. Der Staat ist um kein Haar besser als irgendein Handelsmann. Da braucht man ja nur die zu fragen, die etwas davon verstehen. Der Staat sagt: Dieses Geldstück galt soviel, von jetzt an soll es nur noch soviel gelten ... Und die Regierung braucht nur die Zahl abzuändern, wir haben das Nachsehen. Solches ist schon gemacht worden und kann jederzeit wieder gemacht werden. Ist das vielleicht, weil es der Staat tut, anständig oder etwa anständiger und ehrlicher, als was Farinett tut? ...“

Er hatte sich in Eifer geredet und war immer lauter geworden, ohne darauf zu achten; als er es merkte, verstummte er plötzlich und

schaute sich spähend über seine linke Schulter um.

Die Wirtsstube war voll Rauch; aber niemand war dazugekommen. Da nahm er sein Glas und stieß mit den beiden andern an. Ardevaz und Charrat hatten nichts gesagt. Sie zogen an ihren Pfeifen; von Zeit zu Zeit nickten sie oder schüttelten den Kopf.

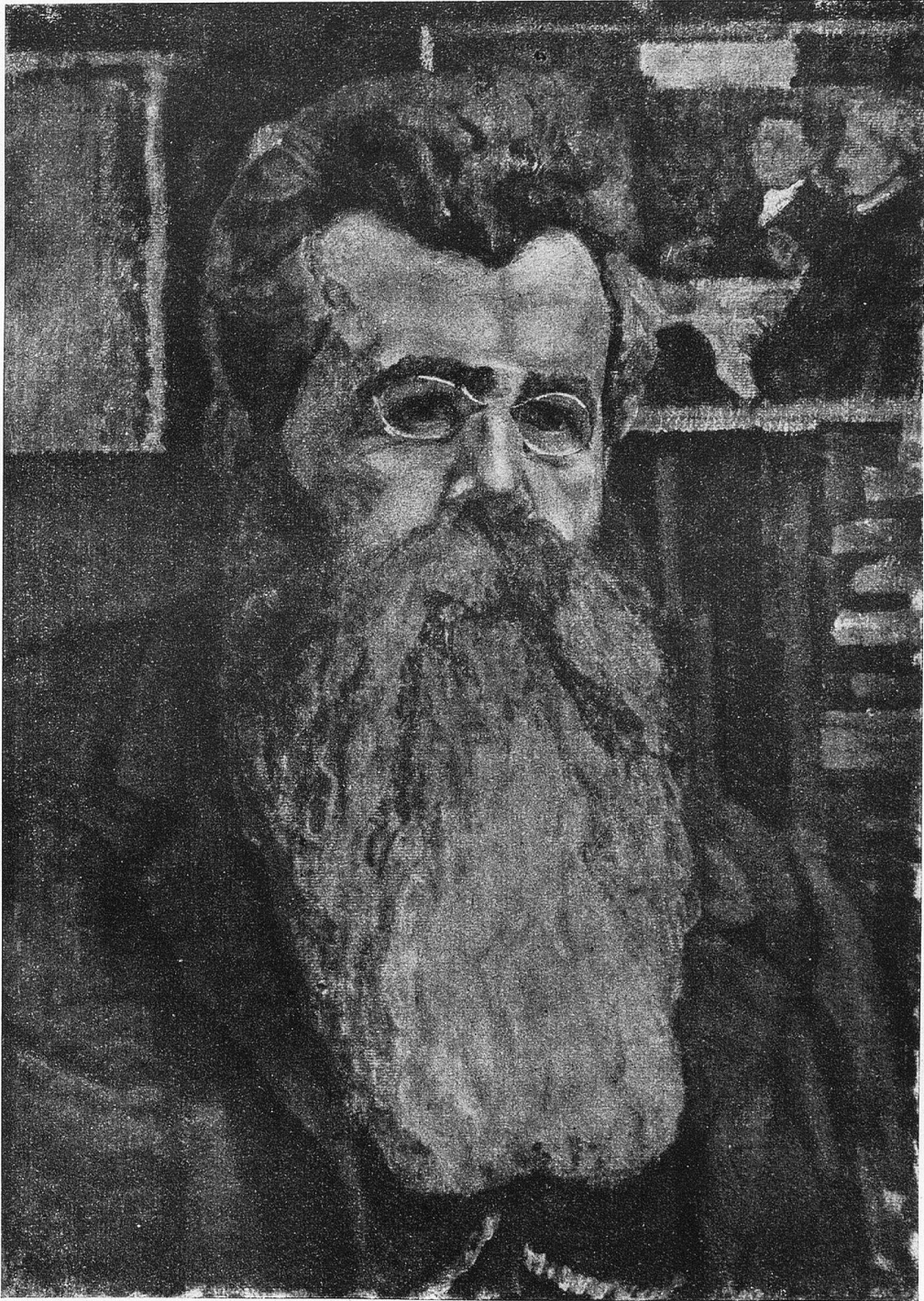
Sie hielten die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, sie mochten wohl auf eine Fortsetzung der Rede warten, denn Fontana hatte noch nicht alles gesagt. Er schaute sich nochmals über seine Schulter um, vor ihm und zur Rechten war die Mauer. Als er dann weiterredete, senkte er aus einem Uebermaß an Vorsicht die Stimme noch mehr (obwohl er wußte, daß auch der Wirt ein verlässlicher und Farinet ergebener Mann war): „Wenn ihr dagegen einwenden wollt, daß Farinet zu jung sei und nichts davon verstehe, so könnte das schon stimmen, nur wissen wir ja, von wem er sein Geheimnis hat und wer ihm die versteckten Goldadern gezeigt hat. Der alte Sage besaß Dokumente. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Sie kamen von Paris, jawohl, von Paris und Genf. Zeugnisse waren es, man nennt sie Atteste. Der alte Sage hatte sein Pulver hingeschickt, um es untersuchen zu lassen, und auf diesen Papieren stand schwarz auf weiß, daß...“

Er hält inne. Dann sagt er, jedes Wort einzeln betonend:

„Daß ... es ... ist ...“

Er bricht ab. Er raucht einige Züge aus seiner Pfeife. Er beginnt wieder nach einer Weile:

„Das stand auf diesen Papieren. Und gesagt haben es jene Herren, deren Beruf das ist, und die etwas mehr davon verstehen als wir: Gelehrte, Bücherschreiber und Philosophen! Sie haben gesagt: Es ist lauterer Gold und nichts als lauterer Gold. Sie haben es geschrieben. So steht es in diesen Attesten. Der einzige Unterschied ist der, daß Sage sein Gold als Pulver aufbewahrte, während Farinet daraus Münzen macht. Doch das ist seine Sache. Ich meine, daß man zufrieden sein soll, wenn man für den Notfall ein paar von diesen Goldstücken unter der Matratze oder unter einem Stein im Garten hat. Gold ist ein feines Ding.



**Sigismund Righini**

Selbstbildnis des Künstlers



Es altert nicht, fault nicht, verdirbt nicht, ändert seine Farbe nicht und auch nicht sein Gewicht; es ist sicher, alle andern Dinge sind unsicher; es ist beständig, alle andern Dinge sind vergänglich und unbeständig. Es ist nicht nur von heute, nicht von gestern oder von morgen, es ist aus alter Zeit her und so alt wie die Welt. Nun gibt es also Gold in unserer Gemeinde, und man sollte eine solche Goldader ungenützt lassen? Ist das die Meinung? Ist das vernünftig? ... Ich jedenfalls, ich habe mir etwas von diesem Gold auf die Seite gelegt, ich mache gar kein Geheimnis daraus. Ich habe für etwa hundert Franken. Und du, Ardevaz?"

Ardevaz nickte mit dem Kopf, um zu bezeugen, daß auch er solches Gold besaß.

„Das habe ich mir gedacht. Und du, Chararrat?"

Chararrat lächelte. „Solche Goldstücke hat jeder; das versteht sich von selbst.“

„Drum ist es ungerecht, daß Farinet im Gefängnis sitzt und daß wir es zulassen,“ hat Fontana gesagt. „Diebe sperrt man ein. Er ist kein Dieb, im Gegenteile. Da kann man fragen, wen man will. Auch Crittin wird es bestätigen ...“

Er ruft: „He! Crittin!“

Dann sagte er: „Wo steckt er denn? Ich hätte ihn gern gefragt, wieviel Gold er hat. Denn er muß nach meiner Schätzung am meisten von uns allen haben. In der langen Zeit, in der Farinet hier verkehrt, hat er immer mit seinen Goldstücken bezahlt. Crittin hat mindestens für tausend Franken. Ich werde ihn fragen. Wir sind ja unter uns und dürfen einander vertrauen. Hallo, Crittin! Warum kommt er denn nicht? Geh du ihn rufen, Ardevaz.“

Man wunderte sich, daß Crittin noch nicht gekommen war; er pflegte doch sonst immer ein Gläschen mit einem zu leeren.

Ardevaz steht auf. Ardevaz öffnet die Türe, die nach dem Hausgang führt.

Aber im selben Augenblick war die gegenüberliegende Türe am Ende des Ganges aufgemacht worden, die Türe, die auf die Straße führt. Eine Frau war hereingekommen, keine

ganz junge Frau mehr, soweit man es beurteilen konnte. Sie hatte einen Hut auf dem Kopf, trug an der Hand einen Koffer; sie war schwarz gekleidet, aber vom Staube weiß bis zu den Knien. Jetzt, da sie Ardevaz erblickt, bleibt sie stehen ...

Am jenem Tag, in Mièges, am Fuß der hohen Felswände, etwas oberhalb des ebenen Rhonetales, hinter den in der Sonne glänzenden Mauern von Mièges betrat eine Frau den Hausgang, sie halte vom Gehen in der Sonne ein gerötetes Gesicht, sie sah Ardevaz und wich vor ihm zurück; aber im selben Augenblick war Crittin aus seiner Küche gekommen.

„Da sind Sie ja,“ sagte er und schien nicht bemerkt zu haben, daß Ardevaz unter der Türe stand. „Nun? ... alles in Ordnung? ...“

Die Frau hat mit dem Kopfe genickt.

Ardevaz hatte die Türe wieder geschlossen. Die drei Männer sind verstummt. Man hört noch die Stimme des Wirtes Fragen stellen und eine Frauenstimme Antwort geben. Dann hört man, daß eine Türe geöffnet wird, dann, daß eine Türe geschlossen wird.

Ardevaz hatte Chararrat angeschaut, und der Fontana, Fontana aber sah keinen an, und sie verharrten schweigend alle drei, bis zu dem Augenblick, da auch Crittin herzukam. Er tritt durch die Türe vom Hausgang her ein, er scheint vergnügt zu sein und zugleich erregt. Er ist ein schwerer Mann, hemdärmelig. Er kommt an den Tisch, und er sagt leise: „Wißt ihr's noch nicht?“ Er sprach leise, und doch war es, als rief er es uns ins Gesicht. Er stand aufrecht neben uns, dann neigte er sich vor und stützte die Hände auf den Tisch. Die drei andern hatten den Kopf gehoben, sie hörten ihm zu, ohne etwas zu sagen.

„Es ist soweit! Es hat sich seit langer Zeit vorbereitet ... Josephine, ihr erinnert euch doch ... Sie ist bei mir im Dienst gewesen, vor drei Jahren etwa ... In dieser Nacht nun ... ich muß es auch sagen, damit ihr auf dem laufenden seid, denn die Landjäger werden wohl bald anrücken, und auf euch kann man sich ja verlassen, nicht? ... Nun also, er ist ausgebrochen ...“

„Sapperlot,“ sagte Ardevaz.

„Donnerwetter,“ sagte Charrat.

Aber der alte Fontana schüttelte den Kopf:

„Mich macht dieses Mädchen bedenklich.“

„Aber warum denn?“ entgegnete Crittin.

„Ihr werdet doch wohl wissen, wer sie ist. Josephine, Josephine Bellanda; sie ist aus Sion. Auf sie kann man sich vollkommen verlassen. Und ohne sie,“ sagte er, „hätte er nie, niemals . . . sie hat ihm das Seil und die Freiheit verschafft.“

Vater Fontana aber schüttelte immer noch den Kopf. „Warst denn du auf dem laufenden?“

„So ziemlich.“

„Hast du nichts gesagt?“

„Da konnte ich nichts dazu sagen.“

Und nun begann sich die Neugier im Dorf zu verbreiten, während die Kirchenglocke zum mittäglichen Angelus läutete.

\*

Als die Landjäger etwas später im Lauf dieses Tages anlangten, taten alle, als wüßten sie von nichts. Man hatte sie schon von weitem kommen gesehen, von der Höhe der Festungsmauern her, ohne daß man selber gesehen wurde. Sie waren noch nicht unten in der Talebene, nicht größer als ein kleiner Finger, und schon waren sie gemeldet, während sie auf das Dorf zu marschierten. Sie haben eine Frau angehalten, die ihnen in den Weg kam; sie haben dann einen Mann angerufen, der in einer Wiese mähte; der Mann trat zu ihnen, der Mann wußte offenbar nichts, denn man sah sie weitermarschieren. Dann begannen sie an der steinigen Halde heraufzukommen. Oben an der Halde steht das Dorf.

In der Straße war niemand außer dem alten Bruchet, der sich vor seinem Hause in der Sonne wärmte.

Es war ein großes, blaues, zweistöckiges Haus, eins von jenen, die nicht mehr ganz aufrecht standen. In der Fassade klappte ein großer Riß, der die Mauer schräg von der Sonnenuhr bis zum Dach querte. Bruchet hielt den Stock zwischen den Beinen und den Kopf unter seinem rostfarbenen Hut vorgeneigt; er ließ den Wachtmeister reden und schien ihn nicht einmal zu verstehen, dann hat er zweimal die Schultern gezuckt.

Seine alten grauen Hände, die mit Flecken bedeckt waren wie ein viel gebrauchtes Löschblatt, hatten ihre Lage nicht verändert. Auf einem Fensterbord, aus einem alten Nachgeschirr, wuchsen Nelken.

Die Landjäger waren das Gäßchen heraufgestiegen. Nun hätte man glauben können, das Dorf wäre gänzlich menschenleer. Ein paar Frauen, die für einen Augenblick auf der Türschwelle oder auf einer Vortreppe erschienen waren, hatten sich schleunigst wieder ins Haus verzogen; die Männer mußten wieder in ihren Weinbergen oder in den Feldern sein. Und die Landjäger hatten sich zum Gemeindeammann begeben. Auch der war nicht zu Hause, so daß er geholt werden mußte, während die kleinen Vorhänge an den Fenstern der benachbarten Häuser hochgehoben und wieder geschlossen wurden.

Der Gemeindeammann hatte eine lange Unterredung mit dem Wachtmeister. Dann begleitete er die Landjäger bis zu Farinets Haus.

Das Haus stand östlich außerhalb des Dorfes. Die vier Männer mußten eine ziemliche Weile wandern, zwischen Trümmern und Schutthaufen, hinter denen man ein paar Muskatellerreben gepflanzt hatte.

Dort stand Farinets Haus, inmitten der Steine. Auch das Haus selbst war nicht viel mehr als ein Steinhaufen unter einem Dach aus großen flachen Platten; man sah es kaum unter dem Dickicht der Zweige.

Die Haussuchung mußte ergebnislos verlaufen sein, denn sie dauerte nicht lange. Die vier Männer waren zurückgekommen. Sie sind alle vier wieder durch das Gäßchen herabmarschiert. In der Wirtsstube war Crittin allein, um sie zu empfangen. Sein Hemd wurde durch den Bauch vorgeedrückt wie ein Sack, und obwohl er einen ledernen Gürtel trug, hatte seine Hose keinen rechten Halt. Er hielt die Hände in den Taschen und zog sie immer wieder hinauf.

„Nein,“ sagte er, „. . . Nein, ich habe ihn nicht gesehen. Nein, ich weiß nichts . . .“

Er schien seiner Sache ganz sicher zu sein, und er blieb vollkommen ruhig. Er sagte:

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren? Womit kann ich dienen?“



Aber der Wachtmeister schien nichts zu hören. Er war nicht aus der Gegend und die beiden Landjäger auch nicht. Sie waren alle drei von Sierre (wie man später erfahren hat), und Sierre liegt am andern Ende der Taltschaft.

Sie sind stehengeblieben, auch der Wirt, der Ammann ebenso; und jetzt hatte der Wachtmei-

ster aus seinem Waffenrock Papiere mit dem Amtswappen hervorgeholt. Nachdem er sein Käppi abgenommen und auf den Tisch gelegt hatte, entfaltete er eines dieser Blätter; es war ein Haftbefehl.

Aber der Wirt schüttelte immerzu den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

## SIGISMUND RIGHINI

1870—1937.

Von Ernst Eschmann.

Im letzten Oktober waren es zehn Jahre, seitdem die bekannte Künstlerpersönlichkeit des Malers Sigismund Righini aus dem Stadtbild Zürichs verschwunden ist. Wer kannte ihn nicht, die stattliche, hohe Erscheinung mit dem langen Bart, den markanten Kopf unter dem breiten Schlapphut, die eindrucksvolle Gestalt im weiten Mantel. Wenn man mit ihm ins Gespräch kam, sprühte sein Geist, und sein lebhaftes Temperament verriet den Südländer, den Tessiner. Man möchte dabei gewesen sein, wenn er in seinem schönen Heim mit seinen Malerfreunden künstlerische Probleme besprach, wenn von Ausstellungen die Rede war und es galt, den Stand des Malers in der Öffentlichkeit und bei den Behörden auf eine höhere Stufe zu heben. Zwei Dinge lagen ihm am Herzen, und er pflegte sie gleichzeitig: seine Kunst, die Arbeit an der Staffelei, daneben aber die Interessen, die in wachsendem Maße der Kunst überhaupt galten, neuen Kunstströmungen und dem Sieg eines Ringenden, der sich sein Publikum erst erobern mußte. Es war ihm nicht darum zu tun, sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Im Zürcher Kunsthaus waren zu seinen Lebzeiten nur zwei größere Ausstellungen von ihm zu sehen, im Jahre 1912 und dann wieder 1916. 1939 veranstaltete die Zürcher Kunstgesellschaft eine umfassende Nachlassausstellung. Sie lieferte den starken Beweis seiner Künstlerkraft, schon durch die Wahl der Themen, die einen weiten Kreis zogen: Landschaft, Porträt, Stilleben, Freilicht, Interieur, Menschen untereinander, Blumen, Früchte. Für

Aleinformate hegte er eine besondere Vorliebe. Ein gewichtiger Kritiker der „Neuen Zürcher Zeitung“ sagte anlässlich so einer Schau: „Die Geschicklichkeit, mit der auf diesen Studien das Malerische einer Gegend erfaßt ist, und die leichte freie Meisterschaft der Niederschrift stehen auf gleicher Höhe. So sind Impressionen von ganz entzückender Schönheit entstanden. Dabei wird Righini der leuchtenden Farbigkeit beim vollen Sonnenschein ebenso gerecht wie den verschleierten zarten Silberstimmungen, und die Wiedergabe großartiger Küstenlandschaften gerät ebenso charakteristisch wie die Schilderung der intim stillbeschlossenen Welt eines Platzes in einem malerischen Schweizerstädtchen; und der feine graue Reiz von Londoner Straßenaspekten ist bei dem Maler ebenso gut aufgehoben wie etwa die muntere Farbigkeit einer Feuerwehrprobe auf einem Platz in Freiburg.“

Wer aber dächte, Righinis Tätigkeit sei vorwiegend erfüllt gewesen beim Hantieren mit Pinsel und Palette, gäbe sich einer Täuschung hin. Man staunt ob seinen Nebengeschäften, die von Jahr zu Jahr überhand nahmen und zuletzt in den Mittelpunkt traten. Der praktische und weitichtige Kopf wird in die zürcherischen, kantonalen und eidgenössischen Kunstkommissionen berufen. In der Zürcher Kunstgesellschaft spielt er bald eine wichtige Rolle. Er ist auch Mitgründer der „Künstlervereinigung Zürich“ und einige Jahre ihr Präsident. Es galt, durch ein zusammengeschlossenes Auftreten aller Künstler das Publikum aufzurütteln und die Behörden auf ihre Werke aufmerksam zu ma-